

nach in den Blindenanstalten und beim handwerklichen Nebetreiben von Schwarzdruck in Blindenschrift beschäftigt.

Damit sind nun die Erwerbsverhältnisse der weiblichen Blinden erschöpft. Wie kommen zur Blinden als Wittiged oder Leiterin einer Haushaltung. Da bezieht sie sich weit mehr, als es im großen Publikum bekannt sein dürfte. Abgesehen von der Fraktion des Erwerbs, die von ihr mit großer Sorgfalt ausgeübt wird, macht sie sich im Haushalt auf die mannigfaltigste Art nützlich: Wie sind ferner bekannt, wo die blinde Hausfrau morgens das Frühstück kocht. Das Anmachen des Thees, wobei sie die größte Sorgfalt abzuwenden pflegt und sicherlich nie so gewissenlos ist, wie dies so oft geschieht, Petroleum zu Hilfe zu nehmen. Ist die Kette fertig. Von einer anderen Seite der Betrachtung, wie sie sich selbstständig kocht und backt. Handwerksmäßige Verrichtungen, wie das Anmischen der Butter, das Backen des Brodes, das Säubern der Kleider, und was es sonst noch alles gibt, erzieht die Blinde ebenso gut wie die Sehende, und es gibt genug blinde Hausfrauen, die ihrem Haushalt gut vorstehen. Von den rund 16.500 Blinden des Reiches sind nach der letzten Zählung rund 8000 verheiratet, 400 verwitwet, 7 geschieden. Rund 200 weibliche Blinde wurden als Haushaltungshilfen, also als selbständige Leiterinnen des Haushaltes gezählt. Wenn auch hierbei viele später erblindete Frauen sind, die benötigtes Dienstpersonal oder Angehörige zur Seite haben, so gibt es doch noch blinde Frauen genug, die ohne erhebliche Hilfe selbständig wirtschaften. In Berlin hat der Wohlthätige Blindenverein ein Haus, in welchem verheiratete Blinde wohnen und vielfach nützlich für Familienleistungen. Jeder kommt die Blinden, die b. h. eine Beschäftigung unter Blinden noch immer sehr häufig vor. Abgesehen von den traurigen Erwerbsverhältnissen Berlins muß gegen die Ehe zwischen Blinden schon aus dem Grunde mit allem Nachdruck getreten werden, weil, wenn beide Ehegatten blind sind, die Witwenrente geringer und das sich Verschaffen von Geld in den wichtigsten häuslichen Verrichtungen unerlässlich ist und sehr leicht zu Unzulänglichkeiten führt. Ist indeß nur der eine Ehegatte blind, so hat er in dem andern Ehegatten eine Hilfe und Stütze, und die gegenseitige Ergänzung kann sehr wohl zu einer durchaus dornenreichen Gestaltung der Ehe führen. Da Blindheit im allgemeinen nicht für erblich gilt, die Zahl der blind Geborenen überdies fast im Abnehmen begriffen und der Hauptzusatz der Blinden aus Verheirateten und Verwitwetungen besteht, sieht nach dieser Richtung der Beschäftigung Blinden kein Bedenken entgegen. Daß die blinde Frau eine zärtliche und achtsame Mutter ist und, abgesehen von ganz vereinzelten Verirrungen in der Pflege und Erziehung des Kindes eben das Beste zu leisten imstande ist, wie die sehende Mutter, ist längst erwiesen.

Es liegt aber in der Natur der Sache, daß die Beschäftigung mit einer Blinden immerhin noch ein Ausnahmestück darstellt, weil doch von einer gewissen gesellschaftlichen Ebene an von der Frau Repräsentationspflichten verlangt werden, denen die blinde Frau kaum gewachsen wäre. Die größere Beschäftigung mag denn auch aus rein physiologischen Gründen, zur Folge haben, daß das Gemüthsleben weiblicher Blinden schwerer und wir träuer ist als das der Männer. In ihnen aber Gelegenheiten geboten, sich bewußt möglichst stark zu betheiligen, so finden wir auch bei ihnen die Zerküsterung und Lebensfröhe, eine, die möchte sagen, im sonnigen Anstrich von Leben, wie sie bei dem Blinden im Allgemeinen ganz im Gegensatz zum Traubstummen, zu finden ist. Um die Lebensfreude gerade der weiblichen Blinden zu heben, wäre die erste Grundbedingung, ihre Erziehung zu hären, d. h. ihnen die Bewußtsein zu machen, deren Ausbildung ihnen ein höheres Einkommen bringt, als es sich jetzt bei Frau ist. Bei enger und zeitlicher Erziehung ließe sich gewiß manch neuer Erwerbszweig finden oder mancher der bisherigen eintüchtiger gestalten. Das blinde Mädchen, die blinde Frau ist arbeitsfähig, aber es fehlt ihr bisher der ständige Lebensinhalt, die richtige Betätigung, die ihre Kräfte und Fähigkeiten, und damit ihr ganzes Leben ganz anfüllt.

### Aus aller Welt.

**\* Steuerpflichtige Nachzählungen.** Eine Sonderkarte Steuer bezieht noch von ebenem im Landestheile Magdeburg. Um dem dort hat bedrückten Nachzählungen einer Einzahl zu tun, ist nämlich im Jahre 1845 eine Verordnung erlassen worden, wonach der jährliche Steuerbetrag für eine gefangen gewaltene Nachzahl 5 Taler beträgt. Die Einnahmen aus dieser (sonstigen Steuer sind aber immer getriggert geblieben.

**\* Das Wandertumwelen in Rom** nimmt in einer derartigen Weise überhand, daß jetzt bereits die gesamte Presse der heiligen Stadt sich mit dieser Frage beschäftigt. Fast keine Nacht geht ohne einen Vorfall überfall vorüber und die Tribuna spricht mit Recht von einem „nächsten Reich des Schreckens“. Trotz der häufig anzuwendenden Zahl von Verbrechen hat Rom natürlich zu wenig Polizei und man begreift sicher eher irgend einer „bessermännlichen Gestalt“ als einem Wachmann! Das Messer spielt eine große Rolle, umföhrer als das Geleg gegen das Messer, welches im vorigen November (1) von Giulio dem Parlament vorgelegt wurde, bis heute noch nicht durchgearbeitet ist. Jetzt soll dieses Gesetz erliegen werden, sobald die Kammer wieder zusammentritt. Ob es aber viel nützen wird? Die alten Sünden, welche namentlich der jämmerliche Unterriht in den Seiten des Kirchenstaates u. a. auf dem Gewissen hat — die Missethät des Volkes — werden sich wohl nur durch systematische Erziehungsarbeit beseitigen lassen. Solange sich das allgemeine Bildungsniveau des Volkes nicht hebt, ist auf durchgreifende Besserung dieser Verhältnisse kaum zu rechnen.

**\* Das Baby auf der Kanzel.** Ein ziemlich seltenes Negativgeborenes hat der Spanier Diana einer kleinen Gemeinde bei Goma (Spanien) zur Ermittlung der Mutter eines ausgelegten

Kindes ins Welt gesetzt. Er wußte nämlich genau, daß in seinem Kirchspiel kaum eine Seele dem Gottesdienste fern bleiben würde und hoffte, daß die Mutter sich bei ihm melden würde. Während die Gemeinde anständig seinen Worten lauschte, hielt er plötzlich inne, geriff unter die Deckung des Kirchenganges hervor. Nachdem er es auf seinen Armen trug, machte er auf das Schändliche der Kindesauslegung aufmerksam und ergrüdete die Mutter, sich später ihr Baby wieder abzugeben, indem er ihr Strafrechtlich verpöchte. Tatsächlich melbete sich auch nach Schluß des Gottesdienstes bei ihm die Mutter, jedoch der Frey nicht seinen Negativgeborenen tatsächlich erreicht wurde.

## ♣ Knack-Mandeln. ♣

### Auflösung des Rätsels aus Nr. 17:

#### „Trog — Ort (Waldtage).“

Wichtige Lösungen gingen ein 15. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 29. Unrichtig bzw. unvollständig waren 14 Lösungen. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: G. Schwaiber Krampe, Gertrud Böge, Rudolf Sturm, Anna Köhleringer, Sophie Pope, Sophie Köhmann, Frau Auguste Schaal, Frau Spillinger, Gekochter Seifsig, Otto Weidte, Fr. Kerlitz, Konrad Gumburg; von auswärts von: W. Renfer, Werseburg, W. Mühlendorf, Ammerdorf, Oskar Dietrich, Bernitzger.

### Dramie: „Auf der Menschheit Höfen“, Roman von Gustav Wehlich. Elek. geb.

erschien auf W. Renfer, Werseburg.

### Rätsel.

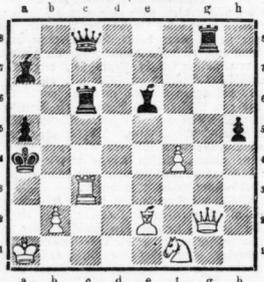
Von Wangen ist es ein wägeliger Tell  
Und fähig hinüber kann ein kleines Tier;  
Und wiederum ist es so hoch und tief,  
Und ragt mit dem Haupte ins Wolfenroter.

### Dramie: „Allerhand Leute“ von Peter Hofegger, Elek. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift: „Rätsel-Lösung“ gelangen sein.

### Schachaufgabe.

Von Anton Novotny-Wien.



Weiße geht an und legt mit dem 3. Zuge matt.

### Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 15.

Dreiföhrer von J. Ebenell.

W. Kb1, Dd3, Se8, d3, Td4, e8, Bd2, h3.

Schw. Kf8, Te4, Bd4, d7, e8, f8, h4.

1. Td1-d4!, e8-d4!, 2. Dd2-b7, Te1-e8.

3. Se8-d4 ♠ matt.

1. ...., Te4-d4, 2. Dd3-d4: beliebig.

3. B oder D legt matt.

Andere Varianten leidet.

# Sallesehe Familien-Blätter

Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 18

Halle a. S., den 3. Mai.

1908

### Warum Eischen noch keinen Mann hat.

Eine spaßhafte Geschichte von F. Altena.

(Nachdruck verboten.)

„Ablich.“ lachte der Referendar von der Kluse, der soeben das Examen bestand. „Eischens Tante — die verschrobene alte Schachtel — lacht einen Zimmerherrn. Da sieh ich ihn, heute noch. Denn zweitens brauche ich noch den Strapazen der letzten Wochen Ruhe — und ruhig muß es doch in dem kleinen Häuschen da draußen vor der Stadt sein — und erstens — wenn das ist die Hauptfrage — wohnt die vielbeunderte schone Eise seit dem Tode ihres Vaters bei der alten Schachtel. Also ich sieh ihn.“

Kluse stand sehr lange vor dem Spiegel und machte sich dann auf den Weg.

Eischen empfing ihn schüchtern, wie sie immer war. Die Tante desto beredter. Sie erzählte, wie sie ihre Nichte zu sich genommen, weil fünf vorher ihr Bruder — ein liebdeutscher Sonderling — gestorben, und sie sich in dem Hause fürchtete, wie aber doch Eischen diese Furcht nicht zu kommen vermocht habe, und sie deshalb um männlichen Schutz im Hause zu haben, die beiden Zimmer nebeneben vermieten wolle.

Die Nolle als Beschützer schmückte Kluse nicht wenig, er nahm die Zimmer unbedenken und hielt alsbald seinen Einzug.

So sah man denn am Abend gemächlich bekommen und planberie von dem und jenem, als plötzlich Schön-Eischen zusammenfuhr und sich eng an die Tante schmiegte, die auch ein wenig blaß geworden war.

„Hilf Du's gehet, Tante?“ „Weißt mein Kind, ein Gedächtnis auf dem Dachboden. Es wird nichts gemehrt sein.“ lachte jene zu beruhigen, ohne jedoch ihre eigene Unruhe verbergen zu können.

„Tantechen, ich fürchte mich so!“

Und ätzend barg sie ihr Blondköpfchen in den Armen der alten Dame.

„Aber wer wird sich fürchten, meine Damen. Ich werde sofort nachgehen, was es war.“

Kluse ergriff die Lampe und stieg die Treppe hinauf, hinter ihm mit Ättern und Jagen die beiden Damen, die ihm in ihrer Zimmer lieber auf den dunklen Boden folgten, als jetzt allein im Zimmer zurückzubleiben. Fast hielt sie diese Furcht an, und je näher er der oberen Treppe trat, desto lauter stapfte er auf die treuenden Stufen, ähnlich dem Kinde, das im dunkeln Räume seine Furcht zu meistern sucht, indem es singt und so geräuschvoll wie möglich hantiert. Er öffnete die Tür, nichts regte sich. Nur ein Fenster, das man zu verriegeln vergesse, klappte leise im Aufzuge.

„Sehen Sie, meine Damen, das wird es gewesen sein. Kein lebendes Wesen ist hier.“ wandte er sich an die beiden, die sich engumschlungen an seine Seiten gehetzt hatten und sich schon umso lauter nach nachmaligen Beurlaubungen hieß man die Treppe hinab.

Das Schachtel wollte unten, welche Nichte Kluse sich auch gab, nicht weiter recht in Gang kommen, bis plötzlich die Tante begann: „Sie glauben natürlich nicht an Gespenster, Herr Referendar!“

„Aber, meine Gnadigste, Gespenster im zwanzigsten Jahrhundert!“

„Ja, ja.“ fuhr sie unbedrückt fort, „aber im Leben geschieht doch

so mancherlei, das man sich nicht zu erklären vermag. Eine Jugendfreundin von mir —“

„Das ist lange her.“ dachte Kluse, und unterdrückte mit Mühe ein Lächeln.

„— kamt eine Offizier, der sich außerordentlich für sie interessierte. Ihrer Eltern Wünsche kamen den seinen aber nicht entgegen, auch sie verpöchte keine jüderliche Religion für ihn und so sah er denn schließlich ein, daß seiner Schwachheit Ziel ihm unerreicht bleiben würde. Eines Nachts fuhr sie mit einem lauten Schrei empor. Sie hatte ihn gerade mit blutendem Kopfe, den Blick halb vorwortscholl, halb verzehrend, auf sie gerichtet. Das Bild war so furchtbar gemein, daß sie die ganze Nacht keine Ruhe mehr fand. Am andern morgen hob man ihn tot im nahen Park auf. — Erhängen.“

„Aber, Gnadigste, ein Traumbild, hervorgerufen vielleicht durch Andeutungen, und durch ein Zufallstreffen zusammenfallend mit —“

„Nein, nein! Man hat ihr das auch oft gesagt, als sie die schwere Nerventzöde, die jenem Morgen folgte, endlich überstanden hatte. Aber sie schüttelte stets den Kopf, blieb traurig von Stund an und starb vor einigen Jahren, ohne einen Mame die Schuld gerecht zu haben. Und wenn Sie diese Geschichte, wie üblich, mit Zusätzen und dergleichen erklären wollen, wie dann die folgenden, die mit meine Waidfräule erzählte? —“

Ihr Mann und dessen Bruder waren ungetrenntlich bis der Bruder starb. Trotzdem glaubte sie einige Zeit nach seinem Tode, ihn gesehen zu haben, wie er mit ihrem Mame das Haus betrat, und ihm ganz wie er es im Leben getan hatte, ins Zimmer folgte. Auch eine Bekannte, die mit ihr in der Stübe war, hatte den Fremden gesehen und jene auffallende Ähnlichkeit bemerkt. Sie ging hinüber und — fand ihren Mann allein. Ihre Frage nach dem Fremden legte ihn in Erntanen, denn er war allein gekommen, wie er verpöchte. Der Tote später starb der Mann um dieselbe Tagesstunde, da man seinen toten Bruder bei ihm gesehen. Der Arzt stellte Verpöchtung fest.“

Die Damen waren wieder eng aneinandergerückt, und ihre bleichen Blöge verrieten, wie das Erzählte sie bedrückte. Kluse gab sich alle Mühe, den Vorfall harmlos zu erklären. Was er aber auch vorbrachte, alle seine Deutungen ließen auf entgegengesetzten Widerspruch und er zog es schließlich vor, sich unter einem plausiblem Vorwande in seine Zimmer zu begeben.

Nur fand er hier nicht. Seinen ohnehin durch die Arbeit der letzten Wochen überdrühten Nerven hatte gerade die Schilderung jener Ereignisse noch geföhrt. Negerichtig wollte er die Gedanken von sich jähren, aber sie kamen immer von neuem. Schließlich holte er mit einem halb Ärgersüßen, halb resignierten, Verpöchte Trauammer: „Die Lampe herbei, stelle sie neben den Kopf des Bettes und wolle leuchten. Doch auch das ging nicht. Erst als er an Eischens reizendes Rätschen dachte, begann er ruhiger zu werden. Das Rätsel tat ihm wirklich leid und es dünkte ihm eine schöne Aufgabe, sie von den Schulleute, die die „alte Schachtel“ ihr in den Kopf gesetzt hatte, zu stellen. Es mußte ihm doch gelingen, ihnen das Unmögliche ihrer Kombinationen klarzumachen! Er sann und sann und schmiedete Pläne, bis er schließlich einschielte.

Eine Stunde oder länger mochte er geschlafen haben, als er von einem jähren Schreck durchzuckt aufsprang. Seine Pulse jagten, der Atem stödete, ein Zittern und Phosphoreszieren war um ihn, erfüllte den ganzen Raum und — am Fußende des Bettes stand eine graue, verpöchte Gestalt, lautlos, regungslos. Er wagte nicht zu atmen und starrete der Gestalt entgegen. Sie rührte sich nicht, und doch kam sie näher und näher. Ein furcht-

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Stettinheim. — Druck und Verlan von W. Fritschhoda. Behe in Halle a. S.



ares Brauen packte ihn; da lächelte sich seine Junge, und „Hilf! Hilf!“ gellte es durchs Gaus. Aus dem Nebengemüthe klangen die entsetzten Fragen der Damen, die er nach Streichhölzern fallen und sie entzündet hätte; er schaute zur Antwort nur „Hilf, hilf!“ Endlich näherten sie sich seiner Tür. In eben dem Augenblicke, wie sie nähertraten, schwand die Gestalt, und wie er ihr nachsah, hielt vor seinem Bilde nur das Fenster stand, das ihm zu Hüfen, ein matts Licht herankam. Als sich unter den angstvoll hervorgepreßten Fragen an seiner Tür die Spannung seiner Sinne löste, glaubte er im Fensterkreuz, das sich kaum merklich aus dem letzten Schimmer abhob, die Gestalt wiederzuerkennen, die in so erschreckt hatte.

Reizlos stotterte er Unsinnbildungen, lächelte schwere Träume vor, aus denen heraus er gerufen, und bemühte sich redlich, die ebdem Frauen zu beruhigen, während er doch selbst noch nicht aus Herr seiner Erregung geworden war. Wie er auch verachtete, die Sache von der heilten Erde zu nehmen — es wollte ihm nicht gelingen. Ding er denn auch an, ein Geistessturz zu glauben? Er war doch klar, daß nur seine überreizten Nerven ihm einen Irrsinn gepießt hatten.

Er kam und kam, und hielt es schließlich für das Beste, weiter zu schlafen. So wandte er denn der Weite noch alle ihm bekannten Einwirkungsmittel an, bis zu stiller Depression des Willens durch Hypnotismus über erst, als er im Schritte den 136. Paragrafen umfliegen im Bewußt, vor, schlief Morpheus ihn wieder in seine Arme.

Nicht lange sollte er sich dessen freuen. Ganz wie vorher ließ er ihn plötzlich aus dem Schimmer. Wieder zuckten physisch-zerstrende Messer durch den Raum, ein Guscheln, Kräumen und Schwaben erfüllte sein Ohr, übertrug nur vom Schimmer seiner Seele und — da stand die Gestalt wieder, nicht am Fußende, sondern dicht neben seinem Kopfe.

Wo doch nicht das Fenster? Ihm erkam das Blut in den Adern, er schloß, wie seine Haare sich sträubten, ein latter Schauder weht ihm entgegen und er hielt deutlich, wie die Gestalt sich langsam, langsam an ihn herannahen. Er mühte wieder zu schreien, aber der Laut brach nicht in der Menge nieder. Und wie er sich o dem Unfabaren gegenüber hielt, stieß plötzlich, er wußt nicht wie, sein Stuhl über die Angst. Er raffte sich zusammen — konnte, was kommen mag! Geheiß oder nicht! — und schloß einen unerböhrten Faustschlag dorthin, wo er das Gesicht vermutete. Ein heftiges Kratzen und Rollen, gefolgt von dem erneuten Angreifen der Damen nebeneinander, bringt ihn zu harter Besinnung. Er schloß sich zu seinen Streichhölzern, macht Licht und — zu einem Schrei liegen die Zimmer der prächtigen Lampe, deren weisse Glase ihm durch den laum merklichen Schrein vom Fenster her sichtbar und innen überreizten Sinnem zum Geistessturz geworden war.

Diesmal lauchte er hell auf, trotz des bitteren Weigerns, das den Schatz holt; denn der Troß war sicher nicht billig, und lachend erzählte er an andern Morgen den Damen die grünen Erlebnisse dieser Weihnacht, um zu zeigen, wie in solchen Fällen die Sinne trügen.

Über sie ähnelten abwendend die Köpfe und meinten, es sei wohl doch anders; denn das sei die Lampe des toten Delfins gewesen, denn sie noch in der Sterbehunde gelauscht hätte, und die Köpfe hoch schon geist.

Da packte er seine Koffer, schlang sich Elschen aus dem Stuhl und zog aus.

**Der Goldbräuer.**

Von Erna Wollfing.

(Schwund verboten.)

Es war ein flämischer Neubekehrter, als wir nach einander in einem Diner aus heller aus das traumliche Reminiscenzen gewappneten. Antel vom, er sah eine Weile vor sich hin und schaute nach unten, er sagte und ist vom dortigen Leben, dem Antel vom, und willigte auf meine Bitten aus darauf ein, uns jenes erstes Abenteuer im Goldbräuen vom besten zu geben.

„Ich wußt“, begann er, „daß bei meiner ersten Ankunft in Australien überall große Aufregung herrschte wegen des Goldes, das man an verschiedenen Orten entdeckte; und wie viele waren auch ich vom Goldes her ergötzen und bog mich in die Wälder. Dort lauchte mich das Gold, wie es auch bekannt — doch hieron will ich euch eben nicht erzählen, sondern von dem sonderbaren Vorfall, der sich 14 Tage nach meiner Ankunft ereignete.“

„Aber Antel vom, in dessen Gesellschaft ich mich sonst stets befand, war in ein paar Tage verrent mit einem Schutze, den er in diesem abgelegenen Gebirgslande getroffen hatte, so war ich nicht in der Stadt, von er ich beiderzeit mit der einzigen Schwärze unserer Gegend. Ich hatte noch früher als gewöhnlich meine Hängematte aufgestellt, konnte aber

nicht zum Einschlafen kommen, sondern war mit langer Zeit unruhig an meinem Lager umher. In der Lieberzeugung, daß die Nacht mit dem Schlaf verziehen zu müssen, schloß ich endlich meine Augen und betrachtete mit zum Heilwetter die wenigen Dinge, welche das so schwach glimmernde Feuer erkennen ließ. Do erregte ein buntes Gegenstand in einer Ecke, wohin der Feuerchein nicht dringen konnte, meine Aufmerksamkeit, aber es dauerte einige Minuten, bis ich mir über die Natur desselben klar wurde und erwiderte, daß außer mir sich noch jemand in der Hütte befand.“

Nun war mir dies aber, gelinde ausgedrückt, eine sehr unangenehme Lieberzeugung; ich konnte noch niemand persönlich von meinem Lager ab, sondern wußte nur, daß sie eine tote, gemeine Bande waren — Leute, von denen die meisten aus verschiedenen, ihnen selbst am besten bekannten Gründen, aus ihrem Batelande hatten fliehen müssen. Denn auch nun mußte ich, denn dieser wollte erst zwei Tage später zurückkommen; außerdem, warum sollte er so schwermütig einziehen, so gehemmt dort stehenbleiben? Am meisten verwirrte mich die Frage, wie jemand in jene Ecke hatte gelangen können, da ich doch die Hütte aus sorgfältiger Veranlassung in einer Zäunung befangen, aber als ich schließlich nachließ, unterschied ich deutlich die Umrisse eines Paars kräftiger Schenkel und eines Armes, Kopf und Füße des Einsiedlers verfielen die Dunkelheit.“

Tom und ich hatten nun gerade in jener Ecke eine große Kiste niedergestellt, in welcher wir vordem unsern Kleiderkasten und andere notwendige Gegenstände aufbewahrten, später jedoch auch unser Holz — wenn wir es nicht selbst gefunden hätten — zu bergen geblieben. Ganz plötzlich jedoch sah ich, daß mein nächster Nachbar es auf eine überaus merkwürdige Weise abgeben habe, und hielt es für am liebsten, ganz ruhig der weiteren Entwicklung der Dinge zuzusehen. Ein lautes Geräusch jedoch, das ich unvorsichtigerweise beim Umhören an meinem Lager machte, vertrieb meinen Plan, und da ich mich entsetzt absetzte, zog ich den Revolver hervor, den ich bei der Nacht stets zur Hand hatte, und rief laut: „Zeit vor und weg! Zeit, aber ich sage dir eine Regel durch den Kopf.“ Um meiner Drohung mehr Gewicht zu verleihen, hatte ich mit möglichst vielem Geräusch den Boden gepackt, doch der Herr in der Ecke schloß seine Nütz davon zu nehmen, denn er verarbeitete in regungslosem Schwelgen. Unentschlossen, was ich nun beginnen sollte, durchdrang mich plötzlich der Gedanke, der Räuber konnte die Kiste haben, mich zu erschrecken, und vor Angst erstarbe mit dem Blut in den Adern. Ich dachte des Schmerzes meiner Verwandten und Freunde in der Heimat, wenn sie die Nachricht von meiner Ermordung erhielten, und all meinen Mut zusammenfassend rief ich zu neuen: „Wer da auch bist, mein Gewand ist zu Ende; ich werde bis drei zählen, und wenn du dem dritten Worte nicht vortrittst, so leure ich.“

„Ich sagte euch schon, daß ich des Mannes Kopf nicht sehen konnte, so hielt ich denn in der Richtung, wo derselbe sein mußte, und sagte langsam: „Gut, gut, drei!“

Bei dem Worte „Drei“ feuerte ich vier Schüsse in rascher Folge ab, da ich in der fast totalen Finsternis mein Ziel zu verfehlen fürchtete. Doch dem war nicht so; als der Rauch sich verzog, blühte ich vergeblich nach meinem mittelmäßigen Besucher aus. Ich konnte mich nicht entschließen, aufzustehen, um nach der Kiste zu sehen; denn wenn ich auch gerade keine Furcht empfand, so hatte ich doch das schreckliche Gefühl, einen Schuß verfehlen zu haben. Ja, ich glaube jetzt, ich hätte in jenem Augenblicke gern mein Leben hingeeben, hätte ich dadurch die blühende Zeit ungenutzt machen können. Wie verdrachte ich eine so wichtige Nacht. Der Gedanke, einen Menschen aus dem Leben gerufen zu haben, nach dem in dem Augenblicke, da er einen Mann, vielleicht gar einen Sohn, hätte gesehen wollen, marteinte mich unbeschreiblich. Vergeblich suchte ich mir Selbst einreden, daß es ja nur ein Akt gerechter Notwehr gewesen — ich glaubte keinen Trost, keine Entschuldigung. Endlich verließ ich in einem unruhigen Schlammer, der bis zum Morgen andauerte; doch in dem Moment, da ich die Augen öffnete, standen die lächerlichen Überreste der Nacht in voller Deutlichkeit vor mir. Anfangs dachte ich, das Ganze sei nur ein hässlicher Traum gewesen, aber als ich meinen Revolver untersuchte, fand ich, daß die vier Kugeln abgefeuert waren. Ich erhob mich und durchsuchte das Zimmer, fand aber nirgends den Leichnam des Räubers. Dies gereichte mir zur unmaßsprechlichen Enttäuschung, denn nun durfte ich doch sicher sein, daß der Einbrecher nicht getötet, sondern nur verwundet sei und sich während meines Schlafes aus der Hütte fortgeschlüpft habe. Wie groß war jedoch meine Befürchtung, als ich bei nächster Untersuchung die Hütte von unten fest verannt fand, wie ich sie bei Abends selbst verannt hatte.

Am nächsten Tage kam mein Bruder zurück, doch ich hielt es für besser, ihm nichts von meinem Abenteuer zu erzählen, solange ich nicht über die Person des Räubers im unklaren war.

Des Abends löste ich in letzterer Stimmung sein, denn ich hatte mein erstes Goldklumpchen gefunden. Als ich meine Hütte betrat, sah ich meinen Bruder, auf einem Stuhle sitzend, einen Hof über dem Antel, den er mit Stämmen und einer gewissen Befürchtung deutierte. Er rief mich herbei und fragte mich, ob ich ihm nicht erzählen könnte, wie diese zwei Klumpen, die offenbar von Willentzschänen herrührten, in den Wäldern jenes Hochgebirges gefunden worden seien. Ich beschrieb ihm in der Ue aufschuldig und ihn eben auf dem Boden hinter der Hütte liegend gefunden.

Bei diesen Worten meines Bruders wurde es ihm vor meinen Augen mein mittelmäßiger Besucher, mein vermeintlicher Räuber und Mörder vor ihm an der, als meines Bruders Reden, der ruhig an der Mauer hing! Ich näherer Untersuchung fand ich, daß die Schmutzspuren geblieben war, und dies erklärte auch das Verschwinden des Räubers. Ich brauche kaum beinahe, in welches Gedächtnis mein Bruder ausbrach, als ich ihm die Sache erzählte; aber so klein dieses Abenteuer auch scheint, auf mich hat es einen tiefen Eindruck gemacht, und wie werde ich jene Schreckensnacht vergessen, jene Nacht mit dem Goldbräuer.“

**Aus dem Boudoir**

amerikanischer Willkürdrinnen.

Man schreibt uns aus Newyork: Thomas R. Cutter, wohl der bekannteste Photographier amerikanischer Willkürdrinnen, jubelt eine Kapazität, die in der Gegenwart der Kisten keine unerschrockenen Aufregung, gab kürzlich einige Intimitäten der Boudoirs reicher Amerikanerinnen zum besten, um damit zu beweisen, wie sorglos die Preise, bei denen das Geld eine Nebenrolle spielt, in den Tag hineinleben. „Boudoirs reicher Amerikanerinnen gleichen sich alle“, so äußerte sich Cutter, „denn die in der Gesellschaft lebenden Damen der Hochfinanz betreiben sich unter sich, aber anders, als die anderen, die sich nicht ab, um so fort zu Hause anbringen oder besorgen zu lassen. Um auf der Höhe zu sein, braucht die Amerikanerin für ihr Boudoir mindestens 5 Räume: Ein elegantes Bad, einen Speiseraum, ein Zimmer für die Schneiderin oder den Schneider, wohl letzterer immer mehr die weibliche Kraft verdrängt.“

Wohl im größten Teil immer regelmäßig die Garbetroie an, die in reifen Schritten untergebracht ist, aber die im Sommer hinsichtlich der Winterarbeiten kein Anzeichen zur Aufbesserung gegen Schädlinge der Insektenwelt lagert. Daß diese Maßnahme notwendig ist, geht schon daraus hervor, daß sich die Pelzgarantien und Winterhüte einer Dame der oberen Schicht aus über 5000 Dollars belaufen. Ueber den Bestand an Garbetroie wird ein genaues Register geführt, das meistens in Form eines eleganten Buches im Aufschreibeweise aufweist. Nächstlich sich die Pelzträger anzusehen, so erwirbt sie aus diesem Buche die gerade passende Garbetroie heraus, was ihr insofern erleichtert wird, als von jedem Kostüm eine Illustration vorhanden ist, die in neuerer Zeit sogar auf photographischem Wege hergestellt ist, dergestalt, daß sich die Pelzträger in einer neuen Höhe photographieren läßt. Die Kostüm ist dabei vor, daß eine in augenblicklicher Stunde angelegte Garbetroie nichts zur Verwendung kommt, weil sich die Pelzträger in dem entsprechenden Bilde nicht gefällt, wenn auch in Wirklichkeit das Kostüm ihr ganz gut liegen mag. Für die Kostime einer Mode gibt die Amerikanerin ohne Zehntelnde von Dollars aus, da sie des Oeffnen am Tage wechseln muß und vielleicht nicht das Nächstige für den Augenblick findet, so daß der Schneider in Tätigkeit zu treten hat, der von der neu gemachten Ladung einen Entwurf fertigt, um das fertige Kostüm schon möglichst am nächsten Tage zu liefern. Die Unarbeitheit eines schon vorhanden Kostüms kommt hierbei gar nicht in Frage, denn lieber verläßt die Pelzträger ein Kleid, die sie für dem Verdadigt auslegen will, daß sie schon einmal getragen „ausarbeiten“ läßt. Eine Ausnahme hierbei machen lediglich sehr Spitzenkleider und Pelzgaranturen, deren mancher sich für 6—8000 Dollars belaufen.

Natürlich muß zu der erwähnten Ladung auch der Schmuck passen. Der Juwelenschmuck der Willkürdrinnen muß denn auch die mannigfaltigsten Geschmeide sein, die weniger nach der Vorliebe der Pelzträger, als nach dargelegten werden, wie sie zu einer bestimmten Kostüm passen. Aus diesem Grunde ist denn auch die reiche Amerikanerin ein ständiger Kunde der Juweliers, die bei den sie regelmäßig Konto hat, dergestalt, daß sie permanent eine Auswahl der Juwelen im Hause hat, ohne daß sie direkt verpflichtet wäre, einen bestimmten Schmuck zu übernehmen. Dies tut sie erst, wenn sie ihn das erste Mal anlegt. Während die Amerikanerin das Kleid nicht mehr wie früher durchweg mit Geschmeide belegen ließ, sondern lieber den reinen Schmuck separat anlegte, hat sich schon jahrelang die Mode gehalten, das Schloß und die Fingerringe mit farbigen Steinen oder Perlen zu belegen. Solche Schloß und Fingerringe werden natürlich einen Wert, werden höchstens einmal getragen, um dann unter Abnahme des Schmucks den Reinkosten gelassen zu werden.

Weniger Luxus finden die Amerikanerin bei der Körperpflege. Auf ihrem Toiletteetische findet nur wenige Cosmetica Platz, die sie häufig braucht, und die bei ihr schon weniger einer gewissen Mode unterliegen. Eine Ausnahme hierin machen wohl nur die Parfümieren, denn diese Parfümieren werden sehr geschätzt, ohne daß sie vermehrt verkauft werden. Während hierbei bis vor kurzer Zeit englische, holländische Parfümien den Vorzug für sich in Anspruch nahmen, hat sich die Meinung in der letzten Zeit mehr auf Seite der weniger aufdringlichen Waren gehalten, und auch deutsche Parfümieren haben in Newyork bereits festen Fuß gefaßt.

Was nun die Ausblichung der inneren Räume einer Amerikanerin anbelangt, so hat sich auch hier ein sehr einschlägiger Stil herausgebildet, der darin besteht, daß man zu Gunsten großer, die ganze Wandfläche bedeckender Spiegel in kleineren Fassungen von anderen Möbeln möglichst abgeben hat, wodurch die Räume einen etwas kalten Charakter gewinnen.

Wohlgemerkt man nun zu dem Kostenaufwande der einzelnen Gegenstände über, so muß man sich bei den einzelnen Preisen direkt in Erfahrung setzen, was eine reiche Amerikanerin für ihren Luxus ausgibt. So kann man den Bestand an Schmuckgegenständen ruhig mit einigen Millionen Part

annehmen. Bekleider kommen unter Umständen auf 6—10000 Dollars zu stehen. Parfümbekleider für 2—3000 Dollars sind durchaus keine Seltenheit. Hüte kann man im Durchschnitt mit 100—250 Dollars einschätzen. Zierel oder Schuhe für 15—25 Dollars sind fast alltäglich. Coucoumäntel kommen schon teurer und werden je nach den daran befindlichen Stoffen mit 20—70 Dollars bezahlt. Es gibt Zeitungsblätter, die 20 Dollars kosten, Strümpfe im Preise von 6—10 Dollars würde die amerikanische Willkürdrinnen als durchaus preiswürdig betrachten.

**Blinde Frauen.**

Von Dr. Ludwig Gohn-Bellin.

(Schwund verboten.)

Das Leben und die Tätigkeit der blinden Frau bietet eine fesselnde interessante Momente, so hat sich ein spezielles Eingehen auf diese im allgemeinen nicht gar bekannte Materie lohnen und auf das Interesse der weiten Leser rechnen dürfte. Wir zählen im deutschen Reich rund 16500 Blinde weiblichen Geschlechts, gegen 17500 männliche. Ihre schulmäßige Ausbildung erfolgt, wenn nicht der Unterricht in der Familie bevorzugt wird, in einer Blindenanstalt, wobei betont werden mag, daß bei dem Blinden Anstalt, wenn nicht möglich geistlicher Charakter, am besten selber durch einen Blinden, möglichst ein, die Ausbildung in einem Anstalt umbedingt zu raten ist. Dort wird dem Blinde neben dem Unterricht gleichzeitig die für das spätere Leben erforderliche Sittlichkeit und Selbstständigkeit angeeignet, ein Faktor, der von fast je hoher Bedeutung ist, wie die geistliche Ausbildung.

Schon während der Schwelger werden die blinden Mädchen in Handarbeiten oder Text unterrichtet, und sie bringen es dann meist zu einer hauswirtschaftlichen Fertigkeit. Handarbeiten bieten nämlich noch heute mit den hauptsächlichsten Erwerbsmittel für weibliche Blinde, nur muß mit Bedauern hervorgehoben werden, daß der tägliche Verdienst, den sie dabei haben, in keinem Verhältnis zu der Mühe und Anstrengung steht, die sie dafür aufwenden müssen. So erzählt uns jüngst eine blinde Dame, daß sie mit den Händen ihrer Handarbeiten etwa 4 Pfg., mit dem Stricken eines Stodes etwa 9 oder 10 Pfg. die Stunde verdient. Die Handarbeiten Blinde, die man in den komplizierteren Vorkurs haben kann, sind stets lauter und ergötzt gearbeitet. Ihre Fertigkeit wird meist dadurch ermöglicht, daß sich Blinde das Material in Blindenschrift bitten lassen und dann nach dieser Anleitung arbeiten. Daselbst gibt auch von Schulunterricht in la Sprache, wobei als weitere ansehnliche Schwelgerheit noch die Färberei der verschiedensten Farben des zu verwendenden Materials in Betracht kommt. Surtina-Anfärberei, um gleich hierbei zu bleiben, ist erst seit einigen Jahren in die Blindenanstalten aufgenommen worden. Es ist die lohnreichste, aber auch die schwerigste und anstrengendste Arbeit, da höchst Ad gegeben werden muß, und da das letztgenannte Knowles die Fingerfertigkeit, die in jedem Blinden überhaupt empfindlicher ist, stark anregt. Es werden da die verschiedensten Farbstoffe verwendet, die in einem runden, die meisten in einem hohen, x. x. Metallische Reibmahlte gibt es beim Stricken oder Weben mit anderen Farben: Da werden die einzelnen Garne in verschiedenen Formen gewickelt: faden, und endlich x. Textilien sind im allgemeinen ausgefalten, da der Blinde überhaupt meist sehr ergötzt ist. Surtinaanfärberei, als höchlichste Handarbeit, bringt in der Stunde etwa 12—15 Pfg. ein. Bei häufigerem Verkauf machen dort, wurde der Jahresverdienst auf Handarbeiten auf 75 bis 200 Pfg. angegeben. Das Verarbeiten der weiblichen Blinde bewegt sich aber zum Teil auch in denselben Rahmen wie das ihrer männlichen Schicksalsgefährten, d. h. sie sind als Stützschichtinnen und Vorkursmadonnen tätig, können aber auch ihrer sehr nennenswerten Einkommen erzielen. Für den blinden Handwerker ist die Arbeit in seiner eigenen Werkstatt meistens nicht zu empfinden, vielmehr mit ein Anzeichen an eine Anstaltsverwaltung oder Einberufung in einen großartigen Zusammenstoß führen. Er kann sich dadurch glücklicher Umfangebedingungen für die Rohmaterialien und ein geistliches Arbeitsgebiet schaffen.

Endlich ist ein verhältnismäßig neuer Erwerbsmittel für Blinde zu nennen, den sich die Blinden weiblichen Geschlechts gern und mit gutem Erfolg anzuwenden, es ist das die Textilarbeit. Seit einem Jahren ist durch das abgerichtete Verfügen der Blinde, ist sie in Deutschland durch die Vermittlungen von Dr. Vageler'sch Leipzig seit etwa 7 Jahren den Blinden erschlossen. Theoretisch, durch Lehrschrift, die in Buchdruck hergestellt sind, und praktisch, an Exemplaren, ausgebildet, erlangen die Blinden sehr rasch eine große Fertigkeit in der Weberei, und Gggedrückt, in Uebereinstimmung mit dem Stande der Wissenschaft, ist der Weberei, daß das Verarbeiten der Blinde zu diesem Berufe geradezu prädestiniert. Im Leipzig, dem Brennpunkt der Blindenarbeit in Deutschsland, gibt es viele Blinde, welche die Weberei mit bestem Erfolge ausüben, darunter einige Webstühle, die sich durch glänzende Leistungen auszeichnen. Ihr Jahresverdienst kommt meist auf 750 bis 1250 Pfg. auszugehen.

Wohlgemerkt, daß nach der blinden Blinden und Eingeringten zu gehören, die zum Teil geradezu Verarmten sind, bei den unglücklichen Verhältnissen der Konkretevermittlung indes von einem Einkommen aus ihrer Kunst kaum sprechen können. Blinde Webstühle sind